

„Ich bin eigentlich nach Deutschland eingewandert, obwohl ich in Deggendorf geboren bin.“

Gesprächsrunde über jüdisches Leben im Nachkriegsdeutschland mit Michael Brenner, Awi Blumenfeld, Dan Diner und Rachel Salamander

Michael Brenner: Ich begrüße alle zum Schlussakt. Und der Schlussakt führt uns auch bis in unsere Zeit hinein. Wir haben ja alle möglichen Varianten jüdischer Stimmen im Nachkriegsdeutschland behandelt. Wir haben über die gesprochen, die zurückgekommen sind. Wir haben über die gesprochen, die aus der Entfernung gewirkt haben. Wir haben über die gesprochen, die nicht gehört wurden, und ich denke, als letztes wollen wir die zu Wort kommen lassen, die selber im Nachkriegsdeutschland geboren und aufgewachsen sind. Und die Frage, die wir uns hier stellen, ist, ob es eine Art Revival, eine Nachfolge, ein neues deutsch-jüdisches kulturelles, intellektuelles, vielleicht auch religiöses Leben gibt.

Ich will zunächst Dan Diner fragen, inwieweit man die Diskussionen über jüdische Präsenz und auch Abwesenheit, die wir in Bezug auf die frühe Bundesrepublik gehört haben, über die 50er und 60er Jahre weiterspinnen kann.

Dan Diner: Dies ist eine schwer zu beantwortende Frage. Schließlich handelte es sich bei den 50er und 60er Jahren in mehrfacher Hinsicht um eine Sonderzeit, die sich im Übrigen auch über die 70er und 80er verlängern lässt, obschon das, worauf es uns hier und heute ankommen mag, in den ersten zwei vollen Jahrzehnten der alten Bundesrepublik sich womöglich deutlicher zu erkennen gibt, als danach. Ich meine damit zwei miteinander verbundene Phänomene: Einmal die Zeit des Kalten Krieges als eine große Zeit der Neutralisierung von historisch gewordenen Gedächtnissen, auch und insbesondere die Zeit des Zweiten Weltkrieges betreffend. Und zweitens, die mit dieser Neutralisierung einhergehende Dominanz der sozialen Semantik in der Deutung der lebensweltlichen Verhältnisse vornehmlich in der Bundesrepublik. Dieses Gemeinwesen war allein schon durch Teilung und Kalten Krieg reine

Gesellschaft gewesen, jedenfalls nicht Nation. Aus dieser Konstellation heraus lässt sich manches erklären – so die damalige Hegemonie der Soziologie in der Deutung von Lebenswelt und der Aufstieg der Sozialwissenschaften überhaupt. Die Geschichte als existenzgebundener Interpretationszusammenhang trat eher zurück, was, wertend betrachtet, durchaus seine Vorzüge hatte. Und es war die Konstellation des Kalten Krieges, die auch dazu beitrug, dass die unmittelbar vorausgegangene Vergangenheit und damit auch das Gedächtnis an den Holocaust zerniert worden war. Bei dieser alten Bundesrepublik handelte es sich, so gesehen, um eine ausgesprochene Sonderzeit. Verbunden mit der über den Zeitgenossen ständig schwebenden Möglichkeit der nuklearen Apokalypse mag es nicht verwundern, dass der gerade wenige Jahre zuvor verbrochene Genozid nicht ins Zentrum des Gedächtnisses einzudringen vermochte. Es war dies ein Phänomen, das sich Jahre, um nicht zu sagen: Jahrzehnte später erst wirklich einstellen sollte, vor allem in der Zeit nach dem Ende des Kalten Krieges, dass sich aber auch schon in den Nischen der Detente bemerkbar machte. Und was die Ereignisikone '68 angeht, so lässt auch sie sich aus diesem Zusammenhang heraus erklären wenn man be-greift, dass die Zeit des Kalten Krieges von einem paradoxen Widerspruch geprägt worden war, dem Widerspruch nämlich, lebensweltlich, genauer: technologisch, eine Zeit immens beschleunigter Lebenswelt gewesen zu sein mit dem Automobil als zentraler Ikone; und einem durch den Kalten Krieg hervor-gebrachten Lebensgefühls eines alle Bewegung entschleunigen- den Zeiträums. Ebenjener Widerspruch zwischen ungeheurer Beschleunigung und einem massiv entschleunigten, von außen auferlegten Zeitempfinden, entlud sich explosionsartig in einem politisierten Jugendprotest, wie er sich in der Ereignisikone '68 niederschlug. Ein verlorener, unter dem Kalten Krieg begrabener, das Lebensgefühl von wirklicher Zukunft verheißender Zeithorizont sollte gleichsam in einem Willens-akt erzwungen werden, verbunden mit einer Erlösung neutralisierter Vergangenheiten. Dass dabei in Deutschland, genauer: in der Bundesrepublik, sich gerade Weimar als Projektionsfläche abgebrochener Geschichte anbot und dort, auch als Mummenschanz, so etwas wie eine nachzuahmende, nachzuholende, fortzuführende, jetzt aber in ein gutes Ende einmündende Nachgeschichte sich anschließen sollte, mag so manches illustre Phänomen erklären, auch und gerade ein den Akteuren kaum bewusst sich auswirkender Wiederholungszwang. Wie

auch immer: Es ging um einen Ausbruch aus einer Latenzkonstellation.

Was hat das alles mit den Juden in der alten Bundesrepublik zu tun? Auf den ersten Blick wenig, bei näherem Hinsehen viel. Zuerst die These, dass die Juden in Deutschland nach 1945, genauer nach 1949/ 50 sich in einem verbotenen Land aufhielten. Nach Auschwitz war eine Präsenz von Juden auf deutschem Boden, gar in einem souveränen deutschen Gemeinwesen so etwas wie ein Sakrileg. Über Deutschland schwebte ein jüdischer Bann, zwar nicht rituell erklärt, aber als solcher doch empfunden. Die dem Kalten Krieg entsprechende Hegemonie des Sozialen in der alten Bundesrepublik (Gesellschaft, nicht Nation) ermöglichte den damals hier/ bzw. dort sich aufhaltenden Juden so etwas wie ein gerade noch zu ertragendes provisorisches Dasein. Gleichzeitig war das Soziale und seine Deutungshegemonie aber auch von gegenteiliger Wirkung – vor allem dann, wenn es sich um den damals noch nicht als Kernbestand des immer noch als Faschismus erachteten Nationalsozialismus handelte – nämlich die Verdeckung von Auschwitz; eine ständige Spannung war zu verspüren, der Gegensatz zwischen Buchenwald und Birkenau. Und der verdeckt gebliebene dramatische Umstand, dass in Auschwitz die als absolut erachtete erkenntnistheoretische Substanz des Sozialen gleichsam verdampft war. Dieser latente Gegensatz sollte auch und gerade in der Linken seine Wirkung tun und zu jenen Entfremdungen beitragen, über die wir hier in einer geschützten Öffentlichkeit verhandeln. Und auch hier handelt es sich um ein Paradox: Denn je mehr der Kernbestand des Nationalsozialismus, also Auschwitz in seiner wirklichen Bedeutung, an die Oberfläche trat, klarer, fassbarer und begriffsschärfer wurde, desto weniger konnten hier im Lande öffentlich sich äussernde Juden das öffentliche Wort als das Wort der Öffentlichkeit und mithin der Allgemeinheit führen. Je gewichtiger die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart wurde, desto stiller musste es um sie werden, wollten sie nicht die Rolle des partikularen Juden übernehmen, der im Singular für das Plural der Juden spricht.

Brenner: Ich will Rachel Salamander fragen, und zwar direkt in Bezug auf das, was Dan Diner sagte über den Bann, den es ja unausgesprochen gab, das heißt teilweise gar nicht so unaus-



1 Dan Diner und
Awi Blumenfeld

gesprächen. Wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges hat der Jüdische Weltkongress auf seiner ersten Tagung eine Resolution verabschiedet, in der es heißt, dass jüdisches Leben auf der „blutbefleckten deutschen Erde“ eigentlich nicht mehr denkbar und nicht mehr wünschenswert sei. Und genau in diese Situation hinein bist Du im DP-Lager aufgewachsen, Du bist in Deggendorf geboren, dann in Föhrenwald, noch bis Mitte der 50er Jahre praktisch einer Enklave – wenn man nicht Ghetto sagen will – einer Enklave jüdischen Lebens mit eigener Autonomie aufgewachsen. Ihr beide seid Kinder von Eltern, die nie geplant haben, dass sie oder wahrscheinlich noch weniger, dass ihre Kinder in Deutschland bleiben würden. Du hast dann mit dem Studium in München begonnen und hast Dich der deutschen Literatur zugewandt, der Philosophie, vielleicht kannst Du kurz diesen Bogen, den Dan theoretisch-attraktiv beschrieben hat, auch persönlich weiterziehen.

Rachel Salamander: Ja, ich hoffe, dass meine persönlichen Erfahrungen in die Theorie von Dan Diner passen. Ich fange mit der Feststellung an, dass ich zwar in Deutschland geboren bin, aber mit der deutschen Gesellschaft überhaupt nichts zu tun hatte. Wir haben im DP-Lager Jiddisch geredet, und das Leben spielte sich nach den Gesetzen eines ehemaligen polnischen Shtetls ab. Wir sind erzogen worden gegen Deutschland, wir sind groß geworden mit den Gesprächen der Überlebenden. In diesen DP-Camps waren ja entweder Menschen, die die KZs und Vernichtungslager überlebt hatten, oder in der Sowjetunion das Glück gehabt hatten, überleben zu können. Aber mit Deutschland hatte ich in dieser Phase nichts zu tun – ich bin 1956/57 nach München gekommen, das heißt, ich bin eigentlich nach Deutschland eingewandert, obwohl ich in Deggendorf geboren bin. Ich habe bis zur zweiten Volksschulklasse in München kein Deutsch gesprochen. Ich kam in eine absolut fremde Welt. So lebte ich in zwei Welten: einerseits der jüdisch-osteuropäischen Welt und andererseits der nicht-jüdischen deutschen Welt. Beide Seiten – im München Ende der 50er Jahre – standen sich fremd gegenüber. Mir ist das lebhaft in Erinnerung geblieben. Der große Unterschied bestand und besteht bis heute darin, dass die nicht-jüdischen Deutschen immer wussten, wer wir sind, und wir nie wussten, wer unser Gegenüber war. Als wir nach München kamen, 18 jüdische Familien in einem Haus, wusste unsere Umgebung sehr schnell, dass wir Juden sind. Es war sichtbar und hörbar. Man sprach vom ‚Judenhaus‘. Diese Asymmetrie von Wissen und Ver-

schweigen hat sich bis heute erhalten. Wie gesagt, jeder wusste von mir – und das hat sich später durch meine exponierte Stellung noch verstärkt –, dass ich Jüdin bin, mit wem ich es zu tun hatte, wusste ich nie, weder bei meinen Kommilitonen noch bei den Leuten aus dem Lebensmittelgeschäft, noch beim Schaffner in der Straßenbahn. Also: Die Welt war fremd, und ich bin dazu erzogen worden, mich nicht auf diese deutsche Gesellschaft einzulassen.

Umgekehrt war es schwierig, in Israel oder bei den amerikanischen Juden, die Deutschland und seine Juden ächteten, zu sagen, dass man als Jude in Deutschland lebt. Ich erinnere mich an meinen ersten Aufenthalt in Israel Anfang der 60er Jahre. Es fiel mit leichter zu sagen, ich komme aus Österreich oder der Schweiz als aus Deutschland. Das wäre auf Unverständnis gestoßen. Warum Juden in Deutschland geblieben sind, hatte viele Gründe, oft auch banale biographische.

Brenner: Du hast dich dann aber sehr stark eingelassen auf diese Kultur.

Salamander: Es hat gedauert, weil ich von meiner Erziehung her und dem streng jüdischen Kontext, in dem ich aufgewachsen bin, immer sehr loyal zum Schicksal meiner Leute geblieben bin. Ich war nicht so revolutionär, mich mit Bausch und Bogen von ihnen absetzen zu können. Erst im Studium begann ein stärkerer Kontakt zur nicht-jüdischen Umwelt. Meine frühen Erfahrungen bestätigten sich. Als ich im Wintersemester 1969 an die Uni kam, waren noch die Ausläufer der Studentenbewegung spürbar. Ich bin in AK-Schulungen, nicht in Aktionsgruppen gegangen. Mich interessierte der Marxismus theoretisch. Ich habe dort viel bei der Lektüre des *Kapital* und anderer Marx-Schriften gelernt. Aber es kam, wie es kommen musste: An Israel schieden sich die Geister. Gab man nicht gleich zu verstehen, dass man gegen die israelische Politik ist, war man sehr schnell wieder isoliert. Der Konflikt der verschiedenen Herkünfte verstärkte sich. Im Laufe der Zeit klärte sich für mich so manches, als ich erfuhr, wer teilweise die Eltern meiner Kommilitonen waren: die Mutter der einen eine KZ-Wärterin, der Vater eines anderen ein SS-Mann. Israel sollte mich auch in die Schuld bringen. Es wäre ja nichts passiert, wenn meine Mitstudenten auch über ihre Familiengeschichte



2 Rachel Salamander und Michael Brenner

erzählt hätten. Diese Asymmetrie und mein immer wieder bestätigtes Misstrauen sind zwei Grundpfeiler meines Weges in die deutsche Gesellschaft.

Brenner: Ich will Dan Diner noch einmal persönlicher fragen. Du hast ja über '68 sehr abstrakt gesprochen. Du hast ja doch auch eine gewisse Rolle gespielt im Frankfurter Milieu, und wenn ich mir die deutsch-jüdisch-intellektuelle Nachkriegsgeschichte ansehe, da sticht Frankfurt natürlich heraus, in verschiedenster Hinsicht, nicht nur intellektuell. Aber Frankfurt hat einfach eine Reihe von Personen hervorgebracht, die andere Städte so nicht hatten. Von Micha Brumlik und Cilly Kugelmann, bis zu Ignatz Bubis, Salomon Korn und Michel Friedman. In gewissem Sinne war Dani Cohn-Bendit natürlich auch da präsent, also eine sehr diverse Gruppe, die es in München, Hamburg, Berlin so nicht gab. Kannst Du ein paar Worte sagen zu Deinem starken, teilweise auch israelkritischen Engagement innerhalb der jüdischen Gemeinde in Frankfurt und in der 68er-Bewegung?

Diner: Ich denke, die hier genannten Personen verbindet das Frankfurter jüdische Milieu, dass damals aus den jüdischen Milieus anderer Städte der alten Bundesrepublik hervortritt, was wiederum mit der besonderen vormaligen Rolle Frankfurts als funktionaler Hauptstadt des Weststaates zu verstehen ist. Das gilt im Übrigen auch für die Konflikte in dieser Stadt, die dazu führten, dass Frankfurter Juden ganz gegen ihren Willen in die Öffentlichkeit katapultiert wurden und dann ihre neue Rolle in der Öffentlichkeit in kaum verstandener Weise zu spielen begannen. Die damals von einzelnen, aber auch gemeinsam auffällig kritisch eingenommene Haltung zu Israel, ja zum Zionismus oder was man darunter verstand, mochte unterschiedliche Gründe gehabt haben, vornehmlich lebensgeschichtlich unterschiedliche Gründe. Was meine Person betrifft – und ich spreche äußerst ungern in erster Person – lässt sich diese Haltung wohl am besten vor dem Hintergrund eines Biotops verstehen, das Israel heißt. Wer hebräisch-israelisch aufwuchs bzw. eine prägende frühe Phase seines Lebens in Israel verbracht hat, den beschäftigten erstmals, also auch später, andere Fragen als Deutschland oder der Nationalsozialismus. Das mag wohl auch damit zu tun haben, dass sich Palästina während des Zweiten Krieges wie außerhalb von Raum und Zeit befand. Die Chimäre einer zionistischen Utopie, die Vergangenheit und Zukunft verbindet, die Gegenwart aber umgeht, ließ anderes wichtiger erscheinen, als dass, was unter

Auschwitz verstanden werden konnte. Ich will damit nicht zum Ausdruck bringen, das gerade Geschehene sei nicht präsent gewesen. Aber diese Präsenz war von einem äußerst latenten Charakter. Präsent, aber nicht wirklich artikuliert. In meinem Falle flossen zwei anscheinend gegensätzliche Tendenzen der Identifikation ineinander: Eine protokommunistische und eine nationalistisch-nativistische. Am 1. Mai huldigten wir als Kinder der roten Fahne und trauerten am 5. März 1953 um den gerade verblichenen Stalin. Der weitere, gleichzeitig sehr nahe familiäre Hintergrund – nicht der meiner Eltern, die ich von allen möglichen politischen Verdächtigungen fernhalten möchte – wurzelte im Vorfeld der Staatsgründung in einer anti-britischen und wie es damals hieß: anti-imperialistischen rechtsterroristischen Organisation. Letztere erlaubte – ein abermaliges Paradox – eine Identifikation mit allem, was unmittelbar mit dem Lande verbunden war, auch übrigens und paradoxerweise eine Identifikation mit seinen unmittelbaren Bewohnern, den Arabern Palästinas zur Folge hatte. Solche Kombinationen mögen ungewöhnlich sein, ganz so selten waren sie nicht. Dass sie gerade in Frankfurt, an einem ganz anderen, um nicht zu sagen: falschen Ort, verstärkt und intellektuell verfeinert wurden, hat nicht zuletzt mit den unmittelbaren und vermittelten Erziehern zu tun, den manche von uns im Übrigen sehr viel verdanken, die aber für unsere weitere Entwicklung weder Urhebererschaft reklamieren noch Verantwortung übernehmen können. So Harry Maor, der in der Zentralwohlfahrtstelle der Juden in Deutschland die Jugendabteilung aufgebaut hatte und auch des Weiteren für viele eine überragende Erzieherpersönlichkeit war. Harry Maor vermittelte so manchen die Schriften von Marx und Freud. Mit Wilhelm Reich war er in Briefkontakt, bis er sich mit diesem überwarf. Und er war ein begnadeter Übersetzer aus vielen Sprachen, übrigens war er auch mein Arabisch-Lehrer. Er übersetzte Isaak Deutscher, mit dem er auch trotzkisierend verbunden war. Und er übersetzte Raul Hilberg zu einer Zeit als sich noch kein Verlag fand, ihn zu publizieren. Oder Jakob Moneta, herausragende Figur der IG-Metall, Mitbegründer des Kibbutz Dalia und noch kurz vor Staatsgründung Israels mit revolutionären Absichten nach Europa reemigriert – eine im Frankfurter linken Milieu nicht zu unterschätzende politische Figur. Zudem die Nähe zur Frankfurter Universität, als man schon als Schüler sich Vorträge von Max Horkheimer anhörte oder auch Wolfgang Abendroth lauschte, als er dort als Besucher auftrat.

Überhaupt ging mir erst später ein Licht auf, wie viel an Weimar und anderer Vorgeschichten in der unmittelbaren Umgebung vorzufinden waren. Personen in jüdischen Institutionen wie Berthold Simonsohn, der in seiner Jugend der SAP angehörte, um nur einen zu nennen. All das und noch so manches mehr gehört zum Humus eines Milieus, aus dem bestimmte Haltungen hervorgegangen sind.

Und alles noch weit vor '68. Der Einbruch der Studentenbewegung empfand sich wie eine Bestätigung dieser Vorgeschichten, um sich bald darauf massiv davon zu entfernen. Schon in der Palästina-Frage war bei vorgeblich gleichen oder ähnlich gelagerten Positionen ein Unbehagen zu verspüren, das sich in mancherlei Gegnerschaften verwandelte. Vor allem, Jahre später, als sich die Erinnerung an den Holocaust, so hieß das Ereignis so etwa von Ende der 70er Jahre an, sich zunehmend bemerkbar machte und diese zunehmend die Bedeutung einer kopernikanischen Wende im Bewusstsein annahm, wurde öffentliche Artikulation immer schwieriger. Dass man sich als „nichtjüdischer Jude“ immer stärker jenem Ereignis zuwandte und sich mit davon ausgehenden existenzieller Fragen zunehmend befasste, machte einen nicht gerade beliebt. Was eintrat, war eine Art von Entfremdung von jener Tendenz einer Weltansicht, die auf der Geschäftsgrundlage einer Deutungshegemonie sozialer Semantiken beruhte.

Brenner: Du hast sehr gut Deine eigene Erfahrung, ohne das Wort „ich“ zu erwähnen, erkennen lassen. Deine mikrologische Facette entspricht nicht dem, was wir in der Regel lesen. Das finde ich wichtig, weil es so viele unterschiedliche Erfahrungen gab. Rachel, Dein Gedächtnisraum war natürlich in München ein ganz anderer. Da gab es keinen Horkheimer und da gab es keinen Moneta.

Salamander: Keine jüdische Intellektualität.

Brenner: Eine linke Szene existierte weder im Christlichen noch im Jüdischen besonders ausgeprägt. In München waren weit über 95 Prozent der damals doch für deutsche Verhältnisse großen jüdischen Gemeinde natürlich osteuropäische Juden, die in München, wie es hieß, hängen geblieben sind, von den vielen, die da nach dem Krieg zunächst waren. Und dieser Gedächtnisraum war ja ein ganz anderer, das war Osteuropa, das war eine jüdische Welt, die eben weder Martin Buber noch Leo Baeck, aber auch nicht die Links-Intellektuellen der Zeit von vor '33 und nach '45 ausmachten. Mich würde es noch einmal interessieren, wie Du von diesem Gedächtnisraum doch den

Anschluss gesucht und gefunden hast an die deutsch-jüdische Welt, die vorher existierte. Ich glaube, niemand hat so viel dazu beigetragen wie Du, dass diese präsent geworden ist ab den 70er und 80er Jahren.

Salamander: München war so wie Bayern war, konservativ und restaurativ. Stärker wahrscheinlich als Frankfurt. Die Juden waren überall genauso wie die Gesellschaft, in der sie lebten. Ich selbst allerdings bin von Zuhause aus eher mit einem linken Standpunkt aufgewachsen. Mein Vater hat sich immer als Proletarier verstanden und war von großer Dankbarkeit für die Sowjetunion erfüllt, weil er dort hatte überleben können. Für mich war es konsequent, mich mit dem Marxismus zu beschäftigen. In der Münchner jüdischen Gemeinschaft war das nicht gern gesehen und brachte mir kurzfristig das Etikett „Die rote Rachel“ ein. Intellektuelle Juden in München konnte man leicht an einer Hand abzählen. Wenn, dann waren es Reste des deutschen Vorkriegsjudentums. Intellektuelle aus Osteuropa sind, sofern sie überlebt haben, nicht nach Deutschland gekommen oder hier geblieben. Die Mehrheit der Gemeinde setzte sich aus osteuropäischen ungebildeten Mitgliedern zusammen. Meine Gruppe der DPs, die hier hängengeblieben ist, war eine ärmliche Schicht, sozial entwurzelt und physisch schwach. Im Nachkriegsdeutschland aufzuwachsen, bedeutete ohne alles auszukommen, was einst eine jüdische Praxis ausgemacht hatte. Es fehlte an allem: an einer jüdischen Infrastruktur insgesamt und an jüdischer Wissensvermittlung.

Mir kam es dann darauf an, mehr vom einstigen Reichtum jüdischen Geisteslebens zu erfahren. Als ich das Germanistikstudium aufnahm, ging es mir nicht um die Germanistik, auch nicht um die deutsche Literatur. Ich wollte eine vergleichende Arbeit über Jiddisch und Mittelhochdeutsch schreiben. Ich hatte mich ins Mittelhochdeutsche hineingequält, um zum Schluss keinen Doktorvater für eine solche Arbeit zu finden. Also musste ich aus diesem Projekt aussteigen, was mich dann einerseits in die Methodendiskussion führte und andererseits in die deutsch-jüdische Literatur. Für mich mit der ostjüdischen Prägung Neuland. Mein erstes Seminar ging über „Die jüdischen Traditionen bei Paul Celan“ und endete nach meinem Studium mit einer zweisemestrigen Assistenz zum Thema jüdischer Schriftsteller in der deutschen Literatur.

Meine Antwort auf die Leere, die die Vernichtung der Juden und ihrer Kultur hinterlassen hat, bestand in dem Bedürfnis,

zumindest das zu rekonstruieren, was sich im Wort und in der Schrift erhalten hat. Ich habe 1982 mit der Eröffnung der Literaturhandlung das an Büchern zusammengetragen, was von jüdischer Geschichte und Kultur Zeugnis ablegen konnte und die vertriebenen, verbrannten und ermordeten Dichter mit ihren Schriften wieder eingebürgert. Gleichzeitig sollten gegenwärtige jüdische Stimmen zu Wort kommen. All das hat geholfen, dem Jüdischen öffentliche Präsenz zu geben.

Brenner: Ich mache mal den Sprung zu einer anderen Generation, zu Awi Blumenfeld. Jetzt sind wir eigentlich schon in den 80er Jahren, als wir beide anfangen zu studieren. Jüdische Studenten in der Geschichte oder Germanistik, das gab es eigentlich nicht. Die meisten sind sowieso weggegangen, nach Israel, Amerika oder England, und die, die geblieben sind, haben dann Wirtschaft oder Medizin oder vielleicht Jura studiert. Aber Du hast Geschichte studiert, und Du kommst ja auch – und da sind wir jetzt vielleicht doch in einem Milieu – aus einem Milieu der Jewish Jews, Du warst in einer religiösen Jugendbewegung aktiv. Was hat Dich denn dazu getrieben, deutsche Geschichte zu studieren, eben nicht wegzugehen, in München zu bleiben. Hast du damals auch gedacht, es gibt so etwas wie einen Neuanfang, ein neues deutsch-jüdisches kulturelles Leben?

Awi Blumenfeld: Ich erlaube mir, erst einmal mit einer Gegenfrage zu beginnen. Das Panel heißt Revival. Revival wovon? Also, was soll hier revitalisiert werden oder wiederaufleben? Ich fand es sehr treffend umschrieben, diesen Zeitkäfig von Dan Diner. Wie die Gesellschaft, wie die verschiedenen Milieus aufgewachsen sind. Einerseits. Aber andererseits gab es nicht dieses Fragen „danach“, „in welcher Zeit wir uns heute befinden“ oder „womit wir konfrontiert werden“. Denn die einfache Konfrontation für die Überlebenden war, Geld zu verdienen. Es hieß: „Wir sind hier geblieben, wir sind leben oder kleben geblieben. Wie kommen wir jetzt weiter? Wo geht's jetzt hin?“ Das war, glaub' ich, die primäre Sorge. Ich bin durch Zufall auf Schriften meiner Eltern aus den 50er Jahren gestoßen. Die persönliche Biographie meiner Eltern ist auch wichtig zum Verständnis: Wie meine Mutter immer zu sagen pflegte, sie war auf dem Gymnasium im Ghetto, und dann war sie auf der Universität in Auschwitz, und mein Vater auch. Sie sind als Kinder befreit worden und waren im DP-Camp in Mittenwald als Jugendliche, haben sich dort kennen gelernt und sehr jung geheiratet. Gingen nach Schweden und sind dann über

Kanada und Israel, denn sie waren große Zionisten, nach Deutschland gekommen.

Und sie kamen nach Deutschland – aus Zufall oder auch nicht – meine Großmutter fuhr nach Deutschland, um ihre Wiedergutmachung zu erledigen, wurde krank, und mein Vater fuhr aus Israel her, wie er in einem Brief später eher spaßhaft beschrieben hat, um zu schauen, dass die Schwiegermutter auch wirklich in Deutschland bleibt, zu schauen, wie's ihr geht. Und Sie kamen dann nach Deutschland in die Gemeinde, die Kehille, und das ist auch sehr wichtig. Das Nicht-Annehmen von Geschichte und die bewusste Nicht-Suche nach Anknüpfungspunkten, die rein biographisch nicht dagewesen sein konnten, weil das Gros der Gemeinden kam ja nicht von hier, die kamen von drüben, aus Polen, aus Russland, zum Teil aus Ungarn und Rumänien und natürlich auch noch dieser marginale Rand von Jeckes [deutschen Juden] – also für uns hier in München Aufgewachsene waren Jeckes Exoten: „Was? Das ist ein Jecke? Ein deutscher Jude? Wirklich? Ist er auch wirklich ein Jude?“ – das war so das Milieu, in das ich dann später, wenn auch erst in den 60er Jahren hineingewachsen bin.

Und hier der Bogen zu Deiner Frage, Michael, wie kommt es, dass ein anständiger jüdischer Junge Geschichte studiert. Das hat meine Mutter mich auch gefragt: Warum studierst Du nur Geschichte? Da kannst Du ja gleich Rabbiner werden wollen. Dann hab ich ihr die Beweggründe erklärt. Und der Beweggrund war ein guter Lehrer in der Schule, der mich für das Thema der Geschichte sensibilisiert hat. Zu Deiner Frage, ob ein Wiederaufleben des jüdischen Geisteslebens zu spüren gewesen war. Nein, ich bin Rachel sehr dankbar als Kunde, weil ich mir das, was sie geglaubt hat, das man bewahren muss, zum Teil angeeignet habe.

Zum Teil möchte ich Rachel aber auch widersprechen. Du hast gesagt, es gab in München kein intellektuelles Milieu. Es gab es, es war nur anders. Es gab den Dr. Hans Lamm, es gab den Ernest Landau, es gab den Rabbiner Ohrenstein, eine sehr umstrittene Person, aber in seiner „Jewish Jewishness“ sicher auf einer gleichen Größe wie Jacob Taubes stehend. Es gab in München als eine weitere Person Prof. Baruch Graubart, eine Koryphäe in jüdischer Geschichte, Leiter des Hebräischen Gymnasiums, das hier kurz nach dem Krieg bestanden hat. Also, es gab eine intellektuelle Szene, wenn sie auch nicht wahrgenommen wurde, wenn sie auch nicht benutzt wurde. Es gab auch Bücher, die in den 50er, 60er und 70ern über Judentum

und jüdische Geschichte geschrieben wurden. Über Qualität kann man streiten, aber sie waren da.

Es gab junge jüdische Studenten, die sich mit jüdischer Geschichte und jüdischer Kultur beschäftigt haben. Wir, die wir aus einem „orthodoxeren“ Milieu kamen – wie orthodox wir waren, das möchte noch dahin gestellt bleiben – wir konnten zum ersten Mal sehen, dass es Dinge gab, an die man anknüpfen konnte und die wir uns aneignen konnten, aneignen sollten eigentlich. Das wurde uns aber von der breiten Gemeinde, von den Lehrern nicht präsentiert. Wir mussten uns das mühsam zusammensuchen. Ich spreche jetzt für uns, in den beiden Jugendbünden in München, die damals dominierend waren – das waren die ZJD [Zionistische Jugend Deutschlands] und die Bnei Akiva, der sozusagen religiös-zionistische Jugendbund, dessen Sozialismus ungefähr so weit geht wie unsere Religiosität. Was für uns wichtig war, war, dass Israel als ein wirkliches Lebensraummodell möglich wurde. Und die meisten von unserer Generation waren zumeist auch ein Jahr dort.

Brenner: Wir haben ja beide auch die Nachwehen der 68er nicht mehr erlebt, aber was in den 80ern prägend war in Bezug auf eine jüdische Identität in Deutschland, das waren andere Schriften, da gab es eine gewisse Desillusionierung deutsch-jüdischen Lebens. Es kam Henryk Broders Schrift *Fremd im eigenen Land* heraus,¹ Lea Fleischmanns *Dies ist nicht mein Land*,² also diese Schriften von Personen, die versucht haben, sich eigentlich einem intellektuellen, auch linken Milieu anzuschließen, aber gefühlt haben, dass sie nicht dazugehören können.

Ich schlage vor, dass wir, bevor wir ins Publikum gehen, noch einmal über die Frage nach einem Revival oder besser noch, nach dem Nachwachsen von etwas Neuem, Kreativem sprechen. Wenn wir uns die 50er, 60er und vielleicht auch noch 70er Jahre ansehen, gibt es dort gar nicht so wenige Repräsentanten, die zurückgekehrt sind, vor allem in der Wissenschaft. Das ist alles natürlich nicht vergleichbar mit der Zeit vor '33, aber in Frankfurt und Berlin bilden sich doch Milieus der Rückkehrer, intellektuelle Milieus heraus. In der Politik gab es in den 50er und 60er Jahren drei jüdische Bundestags-

¹ Henryk Broder: *Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main 1979.*

² Lea Fleischmann: *Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik. Hamburg 1980.*

abgeordnete, die sich auch mit der jüdischen Gemeinde identifizierten. Danach gab es keine mehr, bis heute. Es gab in den 60er Jahren einen jüdischen Justizminister in Nordrhein-Westfalen, Josef Neuberger, es gab einen Hamburger Bürgermeister, Herbert Weichmann, es gab Hans Rosenthal, der nicht nur als „Dalli-Dalli“-Showmaster, sondern auch in der Gemeindepolitik als stellvertretender Vorsitzender des Zentralrates mitgewirkt hat. Aber ich habe den Eindruck, dass danach viel weniger nachgewachsen ist, vielleicht auch weniger als wir – oder als Ihr – in den früheren Jahrzehnten gedacht haben. Damit will ich den Bogen bis ins Heute und zur Zukunftsperspektive spannen.

Es gab mal das Phänomen, von dem man dachte, es würde weiterwirken, eine neue deutsch-jüdische Literatur, Namen wie Barbara Honigmann, auch wenn die dann nach Frankreich ging, Maxim Biller, und andere. Aber auch da ist, wenn man es sich genau ansieht, nicht viel nachgekommen. Das sehen wir daran, wenn wir zu Podiumsdiskussionen zum jüdischen Leben in Deutschland gehen, das sind immer die gleichen, ein Wanderzirkus, eine Handvoll oder zwei Handvoll von Leuten, die immer wieder auftreten. Meine Frage an alle: Seht ihr das auch so? Woran kann das liegen? Und meint Ihr, dass sich das mit der russisch-jüdischen Einwanderung ändern kann? Die jüdischen Gemeinden sind natürlich heute völlig andere.

Salamander: Als meine Generation sich Anfang der 80er Jahre öffentlich zu Wort meldet, war klar, dass sie in Deutschland angekommen war. Das bedeutete dann, sich hier auch einzumischen und seine Lebensverhältnisse mitzubestimmen. Das zog automatisch eine Politisierung nach sich. Die Generation nach uns hat sich allerdings einem Leben in Deutschland wieder entzogen und ist aus welchen Beweggründen auch immer ins Ausland gegangen. Ihre Eltern, also meine Generation, wollte offensichtlich nicht, dass die Kinder hier bleiben. Es scheint sich da ein Kreis zu der Generation der Überlebenden, also unseren Eltern, zu schließen, die ja immer auf gepackten Koffern saßen.

Ich hatte gedacht, dass die, die mit mir in den 80er Jahren öffentlich ihre Stimme erhoben, Robert Schindel, Peter Stefan Jungk, Barbara Honigmann, Julius Schoeps oder Michael Wolffsohn und Henryk M. Broder einen intellektuellen Boden für die Nachkommen bereiten würden. Das ist leider nicht passiert. Es gibt zum Beispiel keine nachwachsende jüdische Literaturgeneration.

Die aus der Sowjetunion und Osteuropa Eingewanderten bringen eine ganz andere Geschichte mit, einen anderen Gedächtnisraum. Sie haben mit der Historie, an der wir uns abgearbeitet haben, nichts zu tun. Meine Generation hat das Geschäft der Aufarbeitung mit den Nichtjuden auf sich genommen. Eine ganze Generation hat sich dafür hergegeben. War das der Preis dafür, als Jude im Nachkriegsdeutschland zu leben? Erst heute tauchen unfreiwillig NSDAP-Mitgliedskarten auf. Obgleich längst folgenlos, legen die am Dritten Reich Beteiligten immer noch nicht ihre Geschichte auf den Tisch. Sie haben unsere Generation zu einer Generation der Schnüffler gemacht. Je älter ich werde, desto zorniger werde ich darüber. Die osteuropäische Zuwanderung ab 1989 hat damit nichts zu tun.

Es wird immer wieder vom Revival jüdischer Kultur gesprochen. Das sehe ich nicht, denn dabei handelt es sich hauptsächlich um Kulturimporte aus Israel und Amerika. Die Zahl der Juden hat sich durch die Einwanderung mehr als verdreifacht. In der Qualität kann ich bislang keine Erneuerung erkennen. Es deutet alles darauf hin, dass der größte Teil der Einwanderer nach der wirtschaftlichen Absicherung in der nicht-jüdischen Gesellschaft aufgehen wird. Die Gemeinden zeigen eine starke Überalterung. Die Alten sterben, und viele der Jungen verlassen, sobald sie im Beruf sind, die Gemeinden. Gespräche auch mit Gemeindevorständen bestätigen diesen Trend. Wir sogenannten ‚Alteingesessenen‘, auch erst vor ungefähr siebzig Jahren hierher gekommen, machen circa elf Prozent der Gemeindeglieder aus, und müssen 89 Prozent Zuwanderer integrieren. Unsere Übergangsgeneration, also die Kinder der Überlebenden, werden eine Randnotiz der Geschichte werden. Wir hatten eine bestimmte Funktion zu erfüllen, und die ist erledigt. Aus vielen Gründen nimmt das jüdische Thema in der deutschen Gesellschaft wieder ab.

Brenner: Pessimistisches Urteil.

Rachel Salamander: Nicht pessimistisch, realistisch.

Blumenfeld: Rachel, jein. Also einerseits sehe ich es nicht anders als Du, ich möchte aber auch auf die Strukturen hinweisen, die dazu geführt haben. Ein Beispiel dafür sind die jüdischen Museen. Jüdische Museen hatten immer eine doppelte Stoßrichtung gehabt: die Präsentation des eigenen kulturellen Erbes gegenüber der Außenwelt und die Schaffung von inneren Lehrstrukturen für die jüdische Gemeinschaft. Keines der jüdischen Museen in Deutschland – Berlin hat dabei ein bisschen

die Ausnahme gespielt – und keine der jüdischen Gemeinden in Deutschland hat diese „Bürde auf ihren Buckel genommen“ und gesagt: „Ja, wir gehen ins Jüdische Museum, das ist ein Teil von uns.“ Jüdische Museen heute heißen Jüdische Museen, sind aber keine jüdischen Museen, weil sie weder von der jüdischen Gemeinschaft getragen werden, noch eng mit den jüdischen Gemeinden zusammenarbeiten.

Wir sehen eine mangelnde Übernahme von jüdischer Geschichte, jüdischer Tradition und jüdischer Initiative, eine mangelnde Struktur für Lehrerausbildung. Es geht nicht um Religion oder Lehrer, sondern generell um die mangelnde Vermittlung von jüdischem Wissen in Deutschland. Dieses Problem führt dazu, dass das, was übrig bleibt, ein Judentum ohne Inhalt, ein Judentum am Rand ist, ein Judentum, das nur noch in den Randgruppen lebt. Und die Randgruppen sind heute ganz klar zu benennen: Das sind die liberalen Juden, mit 3 400 Mitgliedern, das sind die orthodoxen chassidischen Chabad-Lubawitsch-Anhänger, und das dritte ist die Lauder Foundation, die ihre Subgemeinde heute bereits in drei jüdischen Gemeinden festgesetzt hat, wo jüdische Intellektualität auf ihrem Niveau blendend funktioniert. Alles andere ist tot.

Brenner: In anderen Worten gesagt: Man könnte meinen, wenn man durch die Großstädte geht, dass ein sehr aktives jüdisches Gemeindeleben stattfindet, weil die Synagogen und Gemeindezentren nicht zu übersehen sind, weil es überall jüdische Kulturtage und jüdische Museen gibt, aber das, was sich darin abspielt, hat sehr wenig mit den Mitgliedern jüdischer Gemeinden zu tun. Das sind natürlich Lücken in der Erziehungsarbeit, könnte man sagen, die damit zu tun haben, dass die erste und zweite Generation einfach nicht daran dachte, dass es weiter jüdisches Leben geben würde.

Blumenfeld: Ich möchte kurz einwenden, eine Survivor-Gemeinde, die die gleichen Startpositionen hatte wie in Deutschland, die sich aber anders entwickelt hat, ist Wien, wo diese Jewish literacy bei weitem nicht dort ist, wo sie sein könnte, aber sich mit fünf jüdischen Schulen, 18 Synagogen, Dutzenden Vereinen und koscheren Restaurants ganz anders ausgebildet hat, und dort hatte es die gleiche Konstellation von Jeckes und Ostjuden gegeben.

Brenner: Herzlichen Dank an die Podiumsteilnehmer – jetzt möchte ich die Diskussion ans Publikum weitergeben.

Daniel Cohn-Bendit: Was ich sagen möchte, zu diesem Negativen von der Rachel, es ist nicht sinnlos. Du warst sehr pes-

simistisch. Ich habe mit der jüdischen Gemeinde in Frankfurt nichts zu tun. Zufällig komme ich aber durch eine Erfahrung, an die ich nicht gedacht hatte, in Verbindung mit der jüdischen Gemeinde – nämlich durch meinen Sohn, der in Frankfurt lebt und plötzlich Beziehungen hat zu Jugendlichen aus der jüdischen Gemeinde, und da sehe ich: Die sind genau so wenig politisch wie die Mehrheit der Jugendlichen. Aber ich würde nicht sagen, dass sie kein jüdisches Bewusstsein haben, aber die leben das anders aus. Und ich finde, man muss als eine Generation auch akzeptieren, dass sich das anders entwickelt. Wenn ich erfahre, dass mein Sohn Trainer bei Maccabi ist, frage ich mich, wie kommt er zu Maccabi? Und dann sehe ich plötzlich, dass bei Maccabis B-Jugend die Mannschaft aus fünf Juden, drei Türken, fünf Arabern besteht, und ich sage: Ey, da läuft was Gutes! Das ist vielleicht die Dimension einer Normalisierung, die wir uns erwünscht haben. Und das ist vielleicht das Positive, das man draus ziehen kann. Das wollte ich nur anmerken, weil es klang mir doch sehr, sehr pessimistisch, was Du gesagt hast.

Ja, mein Sohn ist Deutscher. Nein, mein Sohn ist [nach dem jüdischen Gesetz] kein Jude. Und es gibt auch einige Nichtjuden und Muslime. Das muss man aber sehen, es ist eine Integration in einer Stadt, die nicht dem intellektuellen Milieu angehört, sondern eine reale ist mit den Problemen, die es auch geben kann. Das ist doch interessant, wenn dann plötzlich ein Türke von einer anderen Mannschaft als Drecksjude angeschlagen wird. Und der sich denkt: Was bin ich? Ich bin ein Türke, ja. Man sieht, hier ist eine positive Normalisierung.

Stephan Sattler: Ja, es drückt mich, eine Bemerkung zu machen. Die Geschichten, die Ihr erzählt habt, da fehlt irgendwie die Hälfte. Nämlich Eure Interaktion mit den Deutschen. Denn Ihr seid komischerweise keine Juden aus Frankreich, keine Juden aus Großbritannien, keine Juden aus Amerika, oder Italien oder Israel, sondern Ihr seid auf eine Weise deutsch, wenn man Euch zuhört, dass man fragt, das darf doch nicht wahr sein, dass die das in ihrer Selbstdarstellung überhaupt nicht thematisieren. Also, it takes two to Tango. Okay?

Jürgen Habermas: Ich bedanke mich für den Einblick in Ihre Biographien. Aber ich verstehe nicht, warum Sie Ihr Licht derart unter den Scheffel stellen. Als ich in den frühen 80er Jahren – politisch betrachtet war das vielleicht die schönste Zeit der alten Bundesrepublik überhaupt – nach Frankfurt zurückkam, habe ich mich in meinem vorschnellen Urteil über



3 Auditorium

die intellektuelle jüdische Szene im Nachkriegsdeutschland korrigieren müssen. Ich hatte Ende der 50er Jahre in einem Rundfunkbeitrag über den deutschen Idealismus jüdischer Philosophen den Eindruck geäußert, dass nach Auschwitz dieses ungewöhnlich reiche jüdisch-intellektuelle Leben historisch geworden sei. Ich hatte gedacht, dass die Generation der zurückgekehrten jüdischen Emigranten, diese Lehrergeneration, die letzte Generation dieser Art sein würde. Aber ich kam dann nach Frankfurt zurück und begegnete hier einer neuen intellektuellen, jedenfalls im öffentlichen Leben, sehr präsenten Generation von jungen Juden, die in dieser halbwegs liberalisierten bundesrepublikanischen Umgebung natürlich als Juden wahrgenommen wurden und glücklicherweise auch als solche auftraten.

Da dachte doch jeder, das ist ja toll. Die sind ja wieder da. Das war und ist eine ganze Generation, die – ich berichte das aus der politischen Wahrnehmung der deutschen Umgebung – unwahrscheinlich aktiv ist. Es gab dann jahrzehntelang kaum einen irgendwie relevanten Konflikt – vom Historikerstreit über die Wiedervereinigung bis zu den brennenden Asylantenheimen, der Wehrmachtsausstellung und den Anlässen, die Interventionen wie die von Walser, Goldhagen, Sloterdijk und so weiter immer wieder gegeben haben – an denen diese Generation sich nicht, und keineswegs unisono, sondern vielstimmig beteiligt hätte. Ich nenne ‚off hand‘ nur Henryk Broder, Dan Diner und Micha Brumlik, drei Schwergewichte, um an die extrem verschiedenen Stellungen zu erinnern, die es vonseiten dieser Generation jüngerer jüdischer Intellektueller zu allen vergangenheitsrelevanten Themen gab.

Deshalb kann ich Ihren Pessimismus, Ihre Resignation nicht verstehen. Sie sind intellektuell eine der erfolgreichsten Kohorten im Nachkriegsdeutschland. Man muss sich natürlich die Frage stellen, ob sich die gesellschaftliche Wahrnehmung seit 1989/90 geändert hat. Aber an Ihrem Engagement hat das doch bisher nicht viel geändert.

Diner: Das ist eine apodiktische Frage, und deshalb schwer zu beantworten. Aber bevor ich diese Frage direkt beantworte, würde ich gerne einen Umweg nehmen, und vielleicht ist das dann auch gleich eine Antwort auf Stephan Sattler. Als ich aktiv war in der Linken, hatten 90 Prozent meiner verschriftlichten Äußerungen nichts, aber auch gar nichts mit jüdischen Angelegenheiten zu tun. Und dann stellte ich fest, dass bei bestimmten, als allgemein erachteten Fragen Irritationen auftreten. Bei mir, wie auch bei den anderen. Ganz merkwürdig. Und langsam, im Laufe der Zeit, ich muss sagen: im Laufe der Jahre, verdichteten sie sich zunehmend. Ich stellte zum Beispiel fest, dass bei anderen eine Kumulation von Aversion Amerika gegenüber zu erkennen ist. Das hat mich hellhörig gemacht. Ich wusste damals noch nicht von Horkheimer und seinen Äußerungen über Antiamerikanismus und Antisemitismus. Ein solches Erkennen erwies sich als äußerst unangenehm. Es stellte sich das Gefühl ein, man stoße auf einen Resonanzboden dessen Töne man als äußerst unangenehm empfindet. Und das lässt sich auch auf andere Bereiche ausdehnen. Mein Gedächtnis schien jedenfalls nicht mit dem meiner Umgebung zu harmonieren, gelinde gesagt. Und das führte dann zu Irritationen und Nachfragen, bis sich bestimmte Themen herauskristallisiert haben, die mit einer gewissen Devianz verbunden waren.

Jetzt zur apodiktischen Frage, ob dies alles mit '89 etwas zu tun hat? Herr Habermas, da muss ich Sie leider enttäuschen. Ich habe das nicht so gesehen, dass das mit '89 etwas zu tun hat. Das muss man zur Kenntnis nehmen. Und wenn Sie mich fragen, ich kann der Bundesrepublik Deutschland, wie sie heute existiert, nur das beste Zeugnis ausstellen. Dieses Land ist eine, und das wird Dani gut gefallen, eine postdeutsche Republik. Viel mehr, als man aus den 70er und 80er Jahren heraus hätte erwarten können.

Was mir in diesem Zusammenhang noch wichtig zu betonen ist, ist die Erkenntnis, dass unterschiedliche Herkünfte auch unterschiedliche Perspektiven nach sich ziehen können, historische Erfahrungen unmittelbarer sind, als es einem lieb sein mag, wobei daran nichts Dramatisches ist. Das hat aber

Folgen für Fragen des öffentlichen Auftretens. Es ist eben nicht selbstverständlich, dass man in eine Öffentlichkeit hineinredet, die für bestimmte Fragen nicht offen ist. Also hält man damit zurück und tritt in die geschützten Räume des akademischen Lebens ein. Auch dort ist genug zu tun. Man muss sich nicht ständig und zu allem äußern in der Annahme, das sei politisch.



4 Daniel Cohn-Bendit und Norbert Frei

Salamander: Ich persönlich mache natürlich weiter wie gehabt. Historisch gesehen, Herr Habermas, hat meine Generation, wie gesagt, eine gewisse Funktion in dieser Gesellschaft erfüllt. Unseren Eltern ist das direkte Arrangement von Opfern und Tätern zugefallen. Das hat Deutschland befähigt, wieder in die Völkergemeinschaft hineinzuwachsen. Wir haben die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ auf uns genommen. Ob daraus ein richtiges Lernen aus und für die Geschichte erwachsen ist? Unsere Mission neigt sich dem Ende zu. Das zukünftige Judentum in Deutschland wird ein anderes sein. Das jüdische Thema rutscht weiter in den Hintergrund, die Bundesrepublik hat andere Probleme zu lösen. Es geht jetzt um die Integration anderer Minderheiten. Vielleicht kann ja die jüdische Geschichte im Nachkriegsdeutschland Paradigma für eine gelungene Integration werden. Die Präsenz, die das Jüdische in den 80er und 90er Jahren im öffentlichen Raum hatte, nimmt ab. Daran kann auch etwas Gutes sein.

Norbert Frei: Es ist heiß. Wir haben zwei Tage diskutiert, Ihr seid müde. Wir sind alle ein bisschen erschöpft, aber deswegen könnt Ihr uns, und da stimme ich wirklich Herrn Habermas und Daniel Cohn-Bendit zu, Ihr könnt uns so nicht zurücklassen. Ich will das nicht lange begründen, ich glaube Euch das alles in diesem Sinne auch nicht. Rachel, ich glaube es Dir nicht, und ich glaube es Dan nicht, und ich glaube es in gewisser Weise auch Michael und Herrn Blumenfeld nicht, der sich allerdings gar nicht so pessimistisch geäußert hat.

Zwei Dinge: Zunächst einmal Berlin, der Hype, den diese Stadt auslöst. Das bitte muss in dieses Bild auch hinein. Ihr habt über Frankfurt und München gesprochen, aber keinen Moment lang über Berlin. Warum für jüdische kids, also das ist jetzt nicht abschätzig gemeint, für irgendwie 20- bis 30-Jährige, sowohl in Amerika als auch in Israel, Berlin ‚the thing‘ ist. Das will ja irgendwie auch erklärt werden, und das hat ja auch

mit Eurem Thema Revival zu tun. Das ist das eine, und das andere: Wenn man sich überlegt, was allein seit den 80ern, die zu Recht so beschrieben worden sind, wie sie beschrieben worden sind aus meiner Wahrnehmung, was sich wissenschaftlich oder einfach nur in unserem engeren Feld der Geschichtswissenschaft getan hat. Wenn man nur allein an das denkt, wofür Michael in München und Dan in Leipzig steht. Also kommt, dann könnt Ihr uns nicht so zurücklassen, wie Ihr das gerade versucht.

Salamander: Zu Berlin würde ich gerne noch ein Zitat von Ernst Bloch anbringen, der gesagt hat, Berlin sei „die Stadt, die nie aufgehört hat zu werden, ohne jemals zu sein“.

Brenner: Ich will mit einem Bild enden, was mir immer wieder kommt, wenn man von diesem Revival spricht. Weil ich denke, dass ein großer Unterschied besteht zwischen dem, was wahrgenommen wird, und dem, was wirklich passiert. In Berlin sieht man die große, goldene Kuppel in der Oranienburger Straße wunderschön wieder aufgebaut. Aber in gewissem Sinn ist das auch eine Fassade, weil die Wenigsten wissen, dass die wirkliche Synagoge, die dahinter war, in der sich das jüdische Leben abspielte, eben nicht wieder aufgebaut wurde. Und was vor allem darin ist, sind ein Archiv und ein Museum. Auch das gehört zum Thema Revival.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 bis 4: Thomas
Hauzenberger